

Liebe, Frank; Haumersen, Petra

Demokratisierung durch Konflikt. Transformative Konfliktbearbeitung als partizipatives Modell

ZEP : Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik 23 (2000) 2, S. 11-17



Quellenangabe/ Reference:

Liebe, Frank; Haumersen, Petra: Demokratisierung durch Konflikt. Transformative Konfliktbearbeitung als partizipatives Modell - In: *ZEP : Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik* 23 (2000) 2, S. 11-17 - URN: urn:nbn:de:0111-pedocs-62458 - DOI: 10.25656/01:6245

<https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:0111-pedocs-62458>

<https://doi.org/10.25656/01:6245>

in Kooperation mit / in cooperation with:

ZEP Zeitschrift für internationale Bildungsforschung
und Entwicklungspädagogik

"Gesellschaft für interkulturelle Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik e.V."

<http://www.uni-bamberg.de/allgpaed/zep-zeitschrift-fuer-internationale-bildungsforschung-und-entwicklungspaedagogik/profil>

Nutzungsbedingungen

Gewährt wird ein nicht exklusives, nicht übertragbares, persönliches und beschränktes Recht auf Nutzung dieses Dokuments. Dieses Dokument ist ausschließlich für den persönlichen, nicht-kommerziellen Gebrauch bestimmt. Die Nutzung stellt keine Übertragung des Eigentumsrechts an diesem Dokument dar und gilt vorbehaltlich der folgenden Einschränkungen: Auf sämtlichen Kopien dieses Dokuments müssen alle Urheberrechtshinweise und sonstigen Hinweise auf gesetzlichen Schutz beibehalten werden. Sie dürfen dieses Dokument nicht in irgendeiner Weise abändern, noch dürfen Sie dieses Dokument für öffentliche oder kommerzielle Zwecke vervielfältigen, öffentlich ausstellen, aufführen, vertreiben oder anderweitig nutzen. Mit der Verwendung dieses Dokuments erkennen Sie die Nutzungsbedingungen an.

Terms of use

We grant a non-exclusive, non-transferable, individual and limited right to using this document. This document is solely intended for your personal, non-commercial use. Use of this document does not include any transfer of property rights and it is conditional to the following limitations: All of the copies of this documents must retain all copyright information and other information regarding legal protection. You are not allowed to alter this document in any way, to copy it for public or commercial purposes, to exhibit the document in public, to perform, distribute or otherwise use the document in public.

By using this particular document, you accept the above-stated conditions of use.

Kontakt / Contact:

peDOCS
DIPF | Leibniz-Institut für Bildungsforschung und Bildungsinformation
Informationszentrum (IZ) Bildung
E-Mail: pedocs@dipf.de
Internet: www.pedocs.de

Digitalisiert

Mitglied der


Leibniz-Gemeinschaft

Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik

23. Jahrgang Juni 2 2000 ISSN 1434-4688D

Uli Jäger	2	Friedenspädagogik im neuen Jahrtausend: Erwartungen, Ansätze, Erfahrungen
Werner Wintersteiner	6	Erziehung zu globaler Verantwortung. Globales Lernen als neues Paradigma der Friedenspädagogik?
Frank Liebe / Petra Haumersen	11	Demokratisierung durch Konflikt. Transformative Konfliktbearbeitung als partizipatives Modell
Hagen Berndt	18	Qualifizierung von Friedensfachkräften für Einsätze in politischen und gesellschaftlichen Konflikten
Ulrich Klemm	24	'Kämpft gegen den Kapitalismus und ihr kämpft gegen jeden Krieg'. Die internationale und antimilitaristische Jugendarbeit Ernst Friedrichs
Asit Datta	28	Thesen zu Medien und Krieg
Gisela Führung	30	Der Anti-Bias-Ansatz für den Aufbau eines demokratischen Südafrika
Nelli Lamm / Matthias Wessler	32	LINGUAPAX: Ein UNESCO-Projekt zur Förderung der Sprachenvielfalt
Anke Poenicke	33	Vorbereitung für Verständigung? Deutsche Reiseführer zu Ländern Afrikas auf dem Prüfstand
BDW	39	Jahrestagung der Sektion / Protokoll / Call for Papers / Islamischer Religionsunterricht in Deutschland
VENRO	47	Bericht aus der VENRO-Arbeitsgruppe "Entwicklungspolitische Bildung"
	48	Rezensionen / Kurzrezensionen / Unterrichtsmaterialien
	52	Informationen

Impressum

ZEP - Zeitschrift für internationale Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik 23. Jg. 2000, Heft 2

Herausgeber: Gesellschaft für interkulturelle Bildungsforschung und Entwicklungspädagogik e.V.

Schriftleitung: Annette Scheunpflug

Redaktionsanschrift: Katharina-Petersen-Weg 9, 30657 Hannover

Verlag: Verlag für Interkulturelle Kommunikation (IKO), Postfach 90 04 21, 60444 Frankfurt/ Main, Tel.: 069/784808; ISSN 1434-4688 D

Redaktion: Hans Bühler, Asit Datta, Georg-Friedrich Pfäfflin, Sigrid Görgens, Ulrich Klemm, Gregor Lang-Wojtasik, Claudia Lohrenscheit, Renate Nestvogel, Gottfried Orth, Bernd Overwien, Annette Scheunpflug, Klaus Seitz, Horst Siebert, Barbara Toepfer

Technische Redaktion: Gregor Lang-Wojtasik, 0511/814889.

Abbildungen; (Falls nicht bezeichnet) Privatfotos oder Illustrationen der Autoren. In diesem Heft v.a. Fotos aus gewaltfreien Trainings und Einsatzfeldern von Friedensfachkräften (Kurve Wustrow).

Titelbild: Freundlich überlassen von Manfred Bofinger.

Erscheinungsweise und Bezugsbedingungen: erscheint vierteljährlich; Jahresabonnement DM 36,- Einzelheft DM 9,50; alle Preise verstehen sich zuzüglich Versandkosten; zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. Abbestellungen spätestens acht Wochen vor Ablauf des Jahres.

Diese Publikation ist gefördert vom Ausschuß für Entwicklungsbezogene Bildung und Publizistik, Stuttgart. Das Heft ist auf umweltfreundlichem chlorfreien Papier gedruckt.

Zusammenfassung: Die Autor/innen fragen, ob und unter welchen Bedingungen ein Verfahren der konstruktiven Konfliktbearbeitung wie jenes der Mediation einen Beitrag zur Demokratisierung einer multikulturellen Gesellschaft wie der Bundesrepublik Deutschland leisten kann. Dies verdeutlichen sie an drei Fallbeispielen.

„Junge MigrantInnen [...] haben gewissermaßen subjektiv berechnete 'deutsche Ansprüche' entwickelt, denen keine 'deutschen Chancen' gegenüberstehen. Dieser Befund impliziert zugleich die Feststellung einer Aufgabe wie auch einer Gefahr: Sofern die Eingliederung neu zuwandernder Jugendlicher misslingt, entsteht ein Gefahrenpotential" (Pfeiffer / Wetzels 1999, S. 9).

Die Forderung der Friedenspädagogik, dass 'Frieden' mehr sein soll als die Abwesenheit von Krieg, eröffnet den Blick auch auf die nicht militärisch ausgetragenen Konflikte, wie sie sich aus den innergesellschaftlichen Veränderungen im Zuge der Zuwanderung von ArbeitsmigrantInnen, AussiedlerInnen, Flüchtlingen und Asylsuchenden ergeben (haben). In diesem Zusammenhang verbindet sich die allgemeine Herausforderung von Friedenspädagogik mit einer speziellen: Die Mobilisierung der Gesellschaftswelt für eine konstruktive Konfliktkultur erscheint dabei als eine der zentralen Aufgaben (vgl. Francis/Ropers 1999, S. 528).

Es mag ungewöhnlich klingen, dieses Ziel für hiesige Verhältnisse zu formulieren. Wir leben schließlich - wenigstens im Vergleich zu anderen Ländern und auch zur eigenen Geschichte - in einer gefestigten Demokratie. Eine der aktuellen Problemstellungen innerhalb der Diskussion unter westlichen Sozialwissenschaftlern lässt sich so formulieren: "Es geht darum, die fortschreitende Ausdifferenzierung der modernen Gesellschaften zu bändigen und zumindest insoweit in den Griff zu bekommen, dass diese Ausdifferenzierung nicht völlig in Desintegration umschlägt, mithin die Zukunft der Gesellschaft gefährdet wäre" (Bukow / Ottersbach 1999, S. 14). So unterschiedlich die Analysen und die daraus abgeleiteten Vorschläge von so verschiedenen Wissenschaftlern wie Bourdieu (1997), Giddens (1997), Beck (1997) oder Etzioni (1999), um nur einige zu nennen, auch ausfallen, gemeinsam ist ihnen die Sorge um die Demokratie und die Suche nach Wegen, die Demokratie zu demokratisieren. Dabei geht es auch immer darum, mit Konflikten nicht umstandslos die Suche nach Lösungen zu verbinden, sondern Konflikte im Zusammenhang mit gesellschaftlichen Transformationsprozessen zu denken. Dies ist zum einen nur dann möglich, wenn Gesellschaften und ihre Institutionen sich als veränderungswillig und -fähig erweisen. Zum anderen muss es zunehmend darum gehen, das Konzept von Partizipation plausibel umzusetzen.

Was bedeutet diese allgemeine Einführung für die Konfliktbearbeitung in der interkulturellen Jugendarbeit in Deutschland?

Frank Liebe / Petra Haumersen

Demokratisierung durch Konflikt.

Transformative Konfliktbearbeitung als partizipatives Modell

Problembeschreibung

Multikulturelle Demokratie

Jene Konflikte, die mit dem Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen innerhalb einer Gesellschaft in Verbindung gebracht werden, beziehen wir in diesem Aufsatz auf Defizite unserer, also der deutschen Zivilgesellschaft. Es geht somit nicht darum, den 'Kampf der Kulturen' zu rekonstruieren, sondern es dreht sich um die Frage, wie wir zusammenleben können oder leben wollen. Diese Perspektive versucht, der politischen und ideologischen Instrumentalisierung von kulturellen Unterschieden und damit einer Ethnisierung sozialer Konflikte zu widersprechen. Dies kann nur dann überzeugend gelingen, wenn gleichzeitig ein *möglichst* unverzerrter Blick auf unsere gesellschaftliche Realität - und damit auf die gegebene Konfliktlage, die sich *auch* aus dem Zusammenleben unterschiedlicher Kulturen innerhalb einer Gesellschaft ergeben - zugelassen wird.

Dies klingt 'eigentlich' selbstverständlich. Mit Blick auf die deutsche, interkulturelle Problematik stellen wir jedoch fest, dass es bislang keine breite innergesellschaftliche Debatte um die Frage gibt, wie eine multikulturelle Demokratie aussehen könnte. Dementsprechend werden wenig Antworten auf die recht pragmatische Frage formuliert, wie man hierzulande mit den Problemen umgehen will, die sich in unzähligen Alltagssituationen aus dem Zusammenleben von Menschen unterschiedlicher Herkunftskulturen ergeben.

Bei der Suche nach Ursachen für diesen Mangel an konstruktiver Auseinandersetzung stoßen wir sehr bald auf den Begriff der Zivilgesellschaft (vgl. Bukow / Ottersbach 1999, S. 11). Innerhalb des politischen Diskurses in Deutschland überlagert nach wie vor die Emotionen weckende und ideologiegefährdete Frage: 'Wer gehört zu uns?' die lebensweltlich wesentlich bedeutendere 'Wie wollen wir zusammenleben?'. Je länger sich die Debatte darum bewegt, wer dazu gehört und wer nicht, desto größer wird die Distanz zur objektiven wie subjektiven gesellschaftlichen Erfahrung der Akteure. Der Fokus auf die Frage von Zugehörigkeit verzerrt die Wahrnehmung auf das existierende Miteinander einer

gegebenen Pluralität von Gesellschaft. Befürworter der Pluralität verharmlosen oder tabuisieren die gegebenen Konflikte, um mögliche Ausschlusskriterien zu verhindern. Gegner der Pluralität betonen die Konflikte, um Kriterien zu formulieren, die dem Anschein nach die Möglichkeit bieten, einen längst etablierten Prozess umkehren zu können.

Dieser Gegensatz polarisiert und erschwert den Blick und das Verstehen der bestehenden Probleme. In dieser Atmosphäre entsteht folgendes Dilemma: Es gibt eine (leider keineswegs unberechtigte!) Angst davor, zum Kronzeugen der 'Ausländer-raus!'-Fraktion und ihrer klammheimlichen Gefolgschaft gemacht zu werden, wenn man innergesellschaftliche Probleme und ethnische Zugehörigkeiten in einen Zusammenhang stellt. Verzichtet man aber aufgrund dieser Befürchtung auf die Benennung der entstandenen Probleme, hat das leider zur Folge, dass man dann auch darauf verzichten muss, die realen Missstände aufzudecken, denen die Zuwanderer in der Bundesrepublik - zu einem inzwischen nicht geringen Prozentsatz von Kindesbeinen an - ausgesetzt waren.

Jugendgewalt im interkulturellen Kontext

Wir sind der Auffassung, dass Probleme interkulturellen Zusammenlebens ungeschönt dargestellt werden sollten, ohne einseitig einem der von ihnen betroffenen Akteure die Schuld am Gesamtproblem zuzuschreiben. Hierzu knüpfen wir an Ergebnisse einer Studie des Kriminologischen Forschungsinstituts Niedersachsen in Hannover mit dem Titel 'Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland'(Pfeiffer/Wetzels 1999)¹ an.

Demnach ergibt sich der statistisch belegbare Anstieg von Jugendgewaltdelikten wenigstens zu einem Teil aus einer erhöhten Anzeigebereitschaft gegenüber jugendlichen Straftätern, die dadurch gefördert wird, dass seit Anfang der 90er Jahre Täter und Opfer zunehmend und inzwischen mehrheitlich verschiedenen Ethnien angehören. Der Anstieg der Jugendgewalt ist nach den Erkenntnissen der Studie „überwiegend jenen jungen Migranten zuzurechnen, die sozial nicht integriert werden konnten. Eine besondere Problemgruppe sind solche jungen Zuwanderer, die seit längerem in Deutschland unter Bedingungen sozialer Benachteiligung aufwachsen" (S. 6, Hervorhebung d. Verf.).

Junge Zuwanderer sind im Vergleich zu einheimisch-deutschen Altersgenossen überdurchschnittlich oft betroffen von der Erfahrung familiärer Gewalt, gravierender sozialer Benachteiligung und der Aussicht auf schlechte Zukunftsperspektiven. Die in dieser Kombination begründete Unterprivilegierung² ist nach Ansicht von Pfeiffer und Wetzels ein Indiz dafür, dass die bundesdeutsche Gesellschaft „immer mehr zu einer Winner-Loser-Kultur wird" (S. 5). Insbesondere die jungen Männer unter den Migrant/innen antworten mit dem Zusammenschluss in sogenannten 'devianzgeneigten' Jugenddeliquen, wodurch die von den familiären Erfahrungen geprägte Affinität zu gewaltbefürwortendem Verhalten gesteigert wird. Die Konsequenz ist ein schwer zu durchbrechender Kreislauf von Gewalt-, Ausgrenzungserfahrungen und Delinquenz.

Dem setzen die Forscher als Folgerung ihrer Studie die Forderung nach Integration anstelle von Repression entgegen.

Wie lässt sich diese in der deutschen Zivilgesellschaft realisieren?

Theoretische Möglichkeiten transformativer Konfliktbearbeitungsverfahren

Die zentrale Bedeutung von Jugendarbeit für die zukünftige Gestalt der Zivilgesellschaft

Jugendarbeit befindet sich an der Schnittstelle zwischen Familie und Staat. Sie stellt eine Verbindung zwischen Privatheit und Öffentlichkeit dar. Ihr Ziel ist zivilgesellschaftliche Partizipation (Roth 1999, S. 308). Insbesondere die Ethnopsychanalyse hat auf den Zusammenhang zwischen der Dynamik der Adoleszenz und dem Wandel von Kultur hingewiesen (vgl. Erdheim 1988, S. 1960f). Im möglichen Scheitern dieses Prozesses bzw. im Misslingen dieses pädagogischen Auftrags - und nicht im Auftreten von Problemen oder Konflikten - ist das Potential der Gefährdung für die Zivilgesellschaft zu sehen. Konflikte bedeuten auch keineswegs immer oder gar automatisch Gewalt. Wenn wir in Deutschland aber tatsächlich in einer *Winner-Loser-Kultur* (Pfeiffer / Wetzels) leben, dann erscheint die für die Gruppe der jugendlichen 'Loser'³ beschriebene Gewalt als beinahe folgerichtig. Sie stellt für die Täter den letztmöglichen Weg dar, dieser Gesellschaft all das abzutrotzen, was sie ihnen ansonsten vorenthält. Dies umfasst nicht nur materielle Güter. Dauerhaft enttäuschte Hoffnungen auf gleichberechtigte Anerkennung und Partizipationsmöglichkeiten entfernen die 'Loser' zunehmend vom 'gesellschaftlichen Grundkonsens' (gesellschaftlich gültige, gesetzliche und moralische Regeln).⁴

Eine Erziehung zum kritischen Eingreifen ins öffentliche Leben setzt das Gefühl der grundsätzlich gegebenen Anerkennung voraus. Nur wenn erfahren wird, dass es innerhalb der Kontexte, in denen gelebt wird, möglich ist, Veränderungen herbeizuführen, dass Engagement sich lohnt und nicht folgenlos bleibt, wird sich dieses Gefühl der Anerkennung herstellen. Für die Selbstversicherung, dieses Gefühl zu haben, braucht es die Bestätigung des Gegenüber. "Nichtanerkennung oder Verkennung kann Leiden verursachen, kann eine Form von Unterdrückung sein, kann den anderen in ein falsches, deformiertes Dasein einschließen" (Taylor 1993, S. 14). Partizipieren wird nur derjenige, der sich davon etwas für sich verspricht.

Die oben gestellte Frage lässt sich nun spezifizieren: An welchen gesellschaftlichen Orten können Jugendliche diese Erfahrung machen und unter welchen Bedingungen bieten die innergesellschaftlichen interkulturellen Konflikte für Jugendliche Lernchancen? Um diese Frage zu beantworten, muss zunächst auf das Konfliktverständnis eingegangen werden.

Konstruktives Konfliktverständnis und 'Interkulturelle Mediation'

Die Existenz von Konflikten ist ein bedeutsamer Indikator zum Erkennen der Notwendigkeit, den gegenwärtigen Zustand individueller oder gesellschaftlicher Beziehungen entsprechend den veränderten und sich beständig weiter verändernden Bedürfnissen der individuellen und / oder gesellschaftlichen Akteure umzugestalten. Insofern können Konflikte gesellschaftlich integrativ wirken (vgl. Dubiel 1994,

S. 114). Destruktiv an Konflikten ist nicht der Konflikt selbst, sondern die Form ihrer Austragung - und oft auch die Art, wie sie am Ende gelöst werden. Wo Konflikte ausschließlich mit dem Ziel des 'Gewinns' (= Rechthabens oder Machterhalts) geführt werden, da erscheint nur zu leicht jedes Mittel gerechtfertigt. Verlieren zerstört oder beschädigt zumindest die Verlierer und auf jeden Fall die Beziehungen zwischen Gewinnern und Verlierern. Nach Heitmeyer (1996, S. 55) wirken Konflikte in ethnisch-kulturellen Zusammenhängen dann gesellschaftlich desintegrativ, wenn sie einher gehen mit differenzbetonenden Identitätspolitiken und hohem internen Konformitätsdruck. Etabliert sich eine „Konfliktspirale der destruktiven Konfliktintensität“, so entsteht ein „Konfliktdilemma“, bei dem die sonst gegebenen integrativen Kräfte des Konflikts nicht mehr greifen (ebd., S. 56). Dies ist bedeutsam beim Nachdenken über Grenzen konstruktiver Konfliktbearbeitung - z.B. Mediation.⁵ Fragwürdig erscheint uns das wachsende Interesse an Mediation da, wo Mediation in der Vorstellung zu einer Art Allheilmittel avanciert, mit dem sich jeder Konflikt schnell und effektiv lösen lassen soll. Dahinter steht ein Verständnis von Mediation als Reparaturwerkzeug und ein reduziertes, rein funktionales Konfliktverständnis. Konflikte stellen demnach Störungen einer an sich funktionierenden Ordnung dar. Diese Störungen gilt es möglichst umgehend aus der Welt zu schaffen, um den vorherigen Zustand wieder herzustellen. Konflikte können in dieser Logik nur als etwas Negatives und Destruktives gesehen werden. So eingesetzt werden Konfliktbearbeitungsverfahren des ihnen innewohnenden transformativen Moments beraubt.

Ebenfalls problematisch erscheint uns die Spartenmentalität. Das Stichwort 'interkulturelle Mediation' wird oft in dem Sinne missverstanden, dass es sich dabei um *besondere* Verfahren für die Bearbeitung von interkulturellen Konflikten handele.⁶ Nicht jeder Konflikt in einem ethnisch-kulturellen Zusammenhang ist jedoch als interkultureller Konflikt zu verstehen. Es liegt sogar eine gewisse Gefahr darin, eine sichtbare Unterschiedlichkeit zwischen den Konfliktparteien innerhalb eines Verfahrens ausdrücklich zu betonen und *diese* Unterschiedlichkeit von vornherein als zentral anzusehen (vgl. Haumersen / Liebe 1999, S. 25ff).

Mediation bietet grundsätzlich einen möglichen Ansatzpunkt auch für die Integration von unterschiedlichen Kulturen. In dem Wort 'grundsätzlich' liegt ein Versprechen, auf das wir die Hoffnung gründen, es im Sinne einer fortschreitenden Demokratisierung der Gesellschaft nutzen zu können. Mediation als außergerichtliches Verfahren der Konfliktbearbeitung unter Zuhilfenahme einer dritten Partei war bis vor ca. 10-15 Jahren hierzulande nur einer kleinen Gruppe Eingeweihter aus dem Umkreis der Friedensbewegung einerseits und aufgeschlossener Therapeut/innen und Rechtsanwälte/innen andererseits bekannt. In letzter Zeit stößt Mediation auch außerhalb dieser Kreise auf wachsende Aufmerksamkeit. In dem gestiegenen Interesse scheint sich die Ansicht auszudrücken, dass Konflikte nicht ein Problem sind, das am besten an staatliche und andere Autoritäten delegiert werden sollte, sondern für das auch auf gesellschaftlicher Ebene Verantwortung übernommen werden muss. Das Verfahren der Mediation korrespondiert insofern mit dieser Auf-

fassung, als es auf der Überzeugung beruht, dass Konflikte am kenntnisreichsten und mit der größten Aussicht auf Dauerhaftigkeit von den Konfliktparteien selbst (verantwortlich) beigelegt werden können. Die Aufgabe der Mediator/innen beschränkt sich daher auch darauf, den Konfliktparteien eine umfassende Darstellung ihrer jeweiligen Anliegen sowie eine konstruktive Verhandlung zu ermöglichen, an deren Ende die Interessen aller möglichst weitreichend zufriedengestellt werden.

Konflikte in Schule, in Freizeiteinrichtungen wie Clubs oder Vereinen, in und mit Ämtern oder auch am Arbeitsplatz bieten grundsätzlich einen Ansatzpunkt für die Artikulation eigener Interessen und für die den 'Losern' neue Erfahrung, dass ihre Interessen genauso viel zählen wie die irgendeines anderen Akteurs. Allerdings gibt es dafür einige grundlegende Bedingungen zu erfüllen: Alle an einem Konflikt Beteiligten müssen tatsächlich alle ihnen relevanten Anliegen vorbringen können, es muss sichergestellt sein, dass diese vom Adressaten gehört werden können und die Rahmenbedingungen des Konflikts müssen es erlauben, dass eben diese Rahmenbedingungen selbst zum Gegenstand des Gesprächs und damit potentiell auch zum Bestandteil des Übereinkommens werden können. Das ist notwendig, um die Veränderungen, die den Konfliktparteien zur Beilegung ihres Konflikts notwendig erscheinen, auch realisieren zu können. In dieser Anforderung liegt u. E. das eigentliche Problem für die Anwendung von Mediation in Institutionen.

Konflikte finden immer in einem bestimmten Kontext statt, der die Kontrahent/innen in Berührung miteinander gebracht hat und innerhalb dessen der Konflikt entstanden ist - und in dem die Akteure meist auch nach dem Ende des Konflikts miteinander auskommen müssen. Solche Kontexte sind von den Konfliktparteien nicht zu definieren, sondern sind gegeben. Dieser institutionelle Kontext wird von Regeln bestimmt, die die Beteiligten beim Eintritt in die Institution schon vorfinden. Ein mögliches Mitspracherecht fällt dabei nicht nur innerinstitutionellen Hierarchien zum Opfer. Weit aus schwerer zu überwinden ist die Grundannahme, die geltenden Regeln besäßen Allgemeingültigkeit. Diese Grundannahmen werden institutionell gar nicht mehr als - grundsätzlich revidierbare - *Annahmen* wahrgenommen. Vielmehr scheinen sie sich von selbst zu verstehen, keiner Begründung zu bedürfen und v.a. etwas scheinbar Natürliches, Unveränderbares zu sein.

Zum Problem in interkulturellen Konfliktkonstellationen wird dieser Umstand deshalb, weil solche Grundannahmen kulturell nicht neutral sind. Das ist kein unüberwindbares Problem. Aber von Mediator/innen, die in interkulturellen Konflikten Unterstützung anbieten wollen, verlangt es ein Bewusstsein dafür, dass sich unterhalb der vorgetragenen, bewussten Wahrnehmungen, Interpretationen und sichtbaren Verhaltensweisen der Konfliktparteien u. U. kulturell geprägte, verinnerlichte Regelwerke verbergen, die unhinterfragte Gültigkeit beanspruchen. Für eine Verständigung, für das Gefühl, gehört und verstanden worden zu sein, wird es sehr oft notwendig sein, diese unterschwelligsten Grundannahmen darüber, 'was richtig (= fraglos, allgemein gültig) ist', ans Licht zu holen. Denn erst, wenn die Unterschiede zwischen den Grundannahmen verschiedener Gruppen⁷

sichtbar geworden sind, kann über ihre tatsächliche Bedeutung und gemeinsame Bewertung für den vorliegenden Konflikt verhandelt werden - z.B. ob die betreffenden Normen und Werte für diesen einzelnen Konflikt a) relevant sind und b) nicht in diesem einen Fall ohne Gesichtsverlust relativiert und modifiziert werden könnten.

Leider sind Institutionen im Umgang mit den grundlegenden Annahmen, auf denen ihr eigenes Funktionieren beruht, nicht immer so flexibel, wie es für die multikulturelle Zusammensetzung der Nutzer/innen vieler Institutionen notwendig und wünschenswert wäre. Und diejenigen, die sich im Einklang mit den geltenden Grundannahmen befinden, sind auch nicht immer willens, von ihren Vorstellungen abzurücken, wie 'die Dinge zu sein haben', nur weil sie mit jemandem konfrontiert sind, der eine andere Vorstellung davon mitbringt, wie 'die Dinge zu sein haben'. Deshalb entfalten Institutionen eine Widerständigkeit gegen Veränderungen, die die Transformation eines Konflikts selbst dann verhindert, wenn die Akteure guten Willens sind, sich zu einigen und wenn sie eigentlich genau benennen können, was sich ändern müsste, um den Konflikt zu überwinden.

Um die Schwierigkeiten praktischer Umsetzung der theoretischen Überlegungen darzustellen, möchten wir auf drei unterschiedlich gelagerte Beispiele aus unserer eigenen Praxis eingehen:

Fallbeispiele

Ein Jugendfußballverein in Berlin

Das erste Beispiel zeigt die bereits erwähnten Schwierigkeiten einer Institution mit der an sich notwendigen Integration multikultureller Nutzer/innen auf.

Der Jugendfußball in Berlin wird immer heftiger von der Gewalt auf den Sportplätzen überschattet. Ein sehr engagierter Jugendleiter eines Vereins bemüht sich schon seit Jahren um verbesserte Kommunikation zwischen den Vereinen. Er versucht, Problembewusstsein beim Fußballverband zu wecken und organisiert im eigenen Verein Fortbildungen für interessierte Mitglieder, die sich mit dem Problem der Gewalt auf den Plätzen befassen. Der Verein hat eine relativ große Jugendabteilung (ca. 330 Mitglieder, Jungen und Mädchen), ca. 35 Betreuer und Betreuerinnen. 80% der Jugendlichen sind Nicht-Deutsche. 85% der Betreuer und Betreuerinnen sind Deutsche. Die Jugendabteilung wird von einem vierköpfigen Jugendvorstand geleitet. Unsere Zusammenarbeit erstreckte sich über drei Jahre. Zunächst führten wir Konflikttrainings für Betreuer, Betreuerinnen und Spieler durch. Dann wurden wir vom Jugendvorstand mit der Durchführung einer Organisationsentwicklung beauftragt.

Zu Beginn der Arbeit stand im Vordergrund, dass der Verein sich als Opfer von rassistischen Übergriffen empfand. Die Perspektive der Arbeit veränderte sich vollständig mit dem Beginn der Organisationsentwicklung. Inzwischen war deutlich geworden, dass die Gewalt nicht nur von außen hineingetragen wurde, sondern dass es auch erhebliche Konflikte innerhalb des Vereins gab. Insbesondere das Verhältnis zwischen Spielern und Betreuern erschien problematisch. Ziel der Organisationsentwicklung sollte es sein, die Jugendabteilung an die aktuellen Erfordernisse anzupassen, um ein neues Miteinander zu ermöglichen. Dies sollte mit einer ver-

stärkten Kontaktaufnahme zu anderen Vereinen verbunden werden.

Nach einer umfassenden Datenerhebung, Einzel- und Gruppeninterviews, offenen Infoveranstaltungen usw. präsentierten wir dem Jugendvorstand die Ergebnisse der Diagnose, um diese zur Grundlage der weiteren Maßnahmen zu machen. Kernaussage dabei war, dass es ein starkes Bestreben von 'oben' (Vorstand, teilweise aber auch Betreuer) gebe, an einer Vereinskultur festzuhalten, die von ihren Mitgliedern nichts als die strikte Anpassung, bis hinein in den privaten Bereich, verlangt. Eine andere, dem Status nach schwächere Fraktion, beklage in erster Linie, nicht wirklich teilhaben zu können, ausgeschlossen zu werden. Mit der Präsentation fragten wir, ob es vorstellbar wäre, sich von dem vorhandenen Bild des Vereins zu lösen und nach Wegen einer stärkeren Mitgestaltung durch die Mitglieder zu suchen. Nach einem deftigen Krach wurde die Zusammenarbeit beendet.

Dieses Scheitern ist aus zwei Gründen lehrreich. Erstens zeigt sich an dem Beispiel, dass Institutionen Widerstand gegen Veränderungsprozesse mobilisieren, wenn die Machtfrage tangiert wird. Mehr Partizipation und mehr Transparenz wird von den Machthabern mit Kontrollverlust assoziiert. Dies ist eine organisationstheoretische Erkenntnis, die überhaupt nicht mit der interkulturellen Situation des Vereins in Zusammenhang gebracht werden muss. Die zweite Erkenntnis vermittelt einen Eindruck über ein, wie wir meinen, weitverbreitetes Integrationsverständnis. Es lässt sich so formulieren: In unserem Verein dürfen so viele Nicht-Deutsche spielen, wie sie wollen, solange der Verein nur deutsch bleibt. Gegen die umgekehrte Bewegung, dass sich auch das Bild des Vereins ändern muss, wenn seine Mitgliedsstruktur oder andere relevante Umwelten sich verändern, wird ebenfalls Widerstand mobilisiert, weil sich diese Anforderung mit der Machtfrage verbindet. An eine konstruktive Konfliktbearbeitung ist in diesem Rahmen nicht mehr zu denken, weil der Horizont möglicher Lösungen von einem starren Kulturbegriff begrenzt wird. Nun sind Vereinskulturen sicherlich Ausdruck einer deutschen Kultur, Zivilgesellschaft in einer spezifischen Art und Weise zu interpretieren. Nicht die ethnische Komponente ist dabei die entscheidende, sondern das gesellschaftlich Gewordene. Insofern sind Vereinskulturen als ein Mikrokosmos zu verstehen, in dem deutlich wird, wie das Spannungsverhältnis zwischen Veränderungsdruck durch sich verändernde Umwelten einerseits und Beharrungsvermögen andererseits gelebt wird. Dieses Spannungsverhältnis als interkulturellen Konflikt zu beschreiben, führt letztlich in die Irre.

Eine Fahrt ins Landschulheim

Das zweite Beispiel soll im Kontrast zum ersten Beispiel veranschaulichen, wie Integration bzw. Partizipation durch Konflikt aussehen könnte.

Die sechste Klasse einer großstädtischen Schule ist ins Landschulheim gefahren. Zu der Klasse gehört neben Kindern anderer nationaler Herkunft auch ein türkischer Junge (Mehmet). Er hatte gleich zu Beginn des Aufenthalts bei der Klassenlehrerin um Befreiung von anstehenden Gemeinschaftsdiensten (Spülen, Putzen, Eindecken und Abdecken der Tische) nachgesucht. Begründung: Diese Tätigkeiten

würden in seiner Kultur als 'weiblich' angesehen und es sei mit seiner Ehre und Würde als (zukünftiger) türkischer Mann nicht vereinbar, solche Arbeiten zu übernehmen. Die Lehrerin befreit ihn, aus dem ihr geboten erscheinenden Respekt vor der türkischen Kultur, stillschweigend und ohne weitere Überredungsversuche, von allen Gemeinschaftsarbeiten.

Nach 2 1/2 Tagen Aufenthalt kommt es zwischen Mehmet und seinem Klassenkameraden Mario (ein Schüler italienischer Herkunft) zu einer Auseinandersetzung. Mario ist neidisch auf Mehmet, weil der sich vor den - bei allen Jungen und auch vielen Mädchen äußerst unbeliebten - Gemeinschaftsarbeiten so einfach drückt. Er beschimpft ihn deshalb und es entsteht eine Prügelei. Die zweite Begleitperson, ein Kollege der Klassenlehrerin, schreitet ein und bittet beide Schüler zu einem Mediationsgespräch. Mehmet beruft sich im Gespräch zunächst auf die Zusage der Lehrerin, die ihm ausdrücklich erlaube, sich am Spülen und Putzen etc. nicht zu beteiligen. Er wirft Mario vor, als Nichttürke gar nicht nachvollziehen zu können, was für eine Demütigung das Spülen für ihn bedeuten würde. Vorausgesetzt, man erkenne die türkische Kultur als gleichwertig gegenüber den Herkunftskulturen der anderen Schüler an, sei die Entscheidung der Lehrerin die einzig mögliche gewesen. Mario führt für seine Position an, dass auch in seinem Zuhause Spülen und Putzen nicht zu den von Männern ausgeübten Tätigkeiten gehörten. Er habe es aber geschafft, seine Abscheu vor Putzen und Spülen etc. hintanzustellen, um nicht aus der Klassengemeinschaft auszuscheren. Er fühlt sich und den Rest der Klasse daher durch die von der Lehrerin beschlossene Regelung zutiefst ungerecht behandelt und unterstellt Mehmet, eigentlich nur einen besonders cleveren Weg gefunden zu haben, sich vor dem ungeliebten Abwasch zu drücken. Im Verlauf der Mediation räumt Mehmet ein, dass er sich sehr wohl vorstellen könnte, andere, mit seiner männlichen Würde zu vereinbarende Arbeiten zum Nutzen aller zu übernehmen, um unter Beweis zu stellen, dass ein Ausscheren aus der Klassengemeinschaft eigentlich ganz und gar nicht seine Absicht gewesen sei. Mario hingegen räumt ein, dass es für ihn vielleicht wirklich weniger dramatisch sei abzuwaschen als für Mehmet, und dass es ihm ungeachtet seiner Neidgefühle wichtig ist, dass Mehmet in die Klassengemeinschaft einbezogen bleibt, weil er ihn eigentlich recht gerne hat.

Man einigt sich am Ende darauf, der Klasse vorzuschlagen, dass Mehmet andere gemeinschaftsdienliche Arbeiten

übernehmen wird, konkret: dass er für den Kamin des Land-schulheims Feuerholz sammelt und zerkleinert. Die Klasse, einschließlich Mario, stimmt zu, unter der Bedingung, dass die Lehrerin solche Entscheidungen in Zukunft mit der Klasse zusammen aushandelt und sie nicht im Alleingang und im Verborgenen trifft. In der Vereinbarung wird außerdem festgehalten, dass prinzipiell jedem / jeder Schüler/in das Recht zusteht, von Verpflichtungen gegenüber der Klassengemeinschaft entbunden zu werden, solange die Gründe dafür schwerwiegend sind und man sich gemeinsam um einen Ersatz für die nicht geleistete Gemeinschaftsarbeit bemüht.

In diesem Konflikt treffen bei oberflächlicher Betrachtung zwei kulturelle Konzepte aufeinander, für die es in einem so

definierten Rahmen (scheinbar) keine Win-Win-Lösung geben kann: Es kann sich nur entweder das Konzept von Männlichkeit in 'der' türkischen Kultur, wie es im Konflikt von Mehmet vertreten und von der Klassenlehrerin übernommen wird, oder aber 'das' deutsche (bzw. deutsch geprägte) Konzept von Gemeinschaft, wie es hier durch Mario und seine Klassenkamerad/innen vertreten wird, durchsetzen. Behandelt man diesen Konflikt als interkulturellen Konflikt, gibt es keine 'inklusive', d.h., die Gegensätze überbrückende Lösung. Eine Integration beider kulturellen Konzepte zu einer für alle tragbaren Lösung gelingt erst, als der Rahmen durch die Besinnung auf die Interessen beider Konfliktparteien erweitert, d.h. auch, als Kultur in ihrer Bedeutung für den Konflikt relativiert werden kann. Erst dann wird nämlich deutlich, dass das deutsch geprägte Konzept von Klassengemeinschaft, dessen Respektierung scheinbar zwingend eine formale Gleichbehandlung aller erfordert, zumindest nicht ausschließt, was Mario als Interesse formuliert: Dass alle, darunter auch Mehmet, dazugehören (können) sollen. Meh-

mets Männlichkeitskonzept seinerseits schließt zwar sehr wohl ein deutsch geprägtes Verständnis von Gleichheit, aber in keiner Weise das aus, was Mehmet am Ende als sein Interesse formulieren kann: Zur Klassengemeinschaft trotz seines Andersseins dazugehören zu wollen. Statt über unüberwindliche kulturelle Gegensätze wird in diesem Fallbeispiel über die Frage debattiert, wie man sich in der gegebenen konkreten Situation die Bedingungen schaffen kann, dass alle ihre *Interessen* realisieren können. Die gefundene Lösung räumt kulturellen Konzepten keinen automatischen Vorrang mehr vor anderen, individueller begründeten Wahrnehmungs-, Interpretations- und Verhaltensmustern ein.

Jugendbegegnung

In der Euroregion Neißة, einem Drei-Ländereck in Polen, Tschechien und Deutschland, gibt es verstärkte Bemühungen, die Bevölkerung in der Region miteinander zu vernetzen und in Kontakt zu bringen. Das Bewusstsein, in einer Euroregion zu leben, spielt bisher eine (zu) untergeordnete Rolle. Die Organisation von Jugendbegegnungen hat daher naturgemäß einen hohen Stellenwert. Seit etwa fünf Jahren finden tschechisch-deutsche Austauschprogramme in den Ferienzeiten statt. Die anfängliche Euphorie ist der Ernüchterung gewichen. Die Kooperation zwischen tschechischen und

ren. Dabei gibt es eine konsekutive Übersetzung. Unser Beispiel bezieht sich nur auf die Moderation dieser Sitzung.

Der Konflikt, der im Rahmen dieser Sitzung bearbeitet wurde, war nicht der angekündigte. Vielmehr zeigten sich die Teamkonflikte 'vor Ort' innerhalb dieses Settings in einem anderen Gewand. Es handelte sich zu Beginn um ein Katz-und-Maus-Spiel. Die deutsche Seite begann sehr schnell, massiv und offen damit, die Problemlage aus ihrer Sicht zu schildern. Dies verband sie mit einer immer aggressiver werdenden Aufforderung an die tschechische Seite, dies doch in ähnlicher Weise zu tun, bzw. doch bitte auf die Fragen zu antworten. Die tschechische Seite reagierte mit Unverständnis, Erstaunen, Höflichkeit, benannte gelungene Beispiele, kurz unternahm alles, um nicht in diese Ecke der direkten Konfrontation gedrängt zu werden. Ein Umschwung wurde erst dann möglich, als die deutsche Seite wahrnehmen konnte, dass ihre Strategie des 'jetzt muss alles auf den Tisch' so nicht durchzusetzen war.

Das Ergebnis mag mager klingen, war aber für die Beteiligten eine wichtige Erfahrung. Sie nahmen mit, dass ein Gespräch möglich wurde. Dies war im nicht geringen Maße dem Setting des kontrollierten Dialogs zu verdanken. Einerseits gab es das offene Szenario, bei dem alle an der Debatte in einem Innenkreis teilnehmen konnten. Andererseits gab es die Möglichkeit des Rückzugs in die eigene Gruppe, was zwar für die anderen sichtbar war, bei der es aber den jeweiligen Gruppen oblag mitzuteilen, was sie gerade intern verhandelten. Bei der internen Dynamik der deutschen Gruppe zeigte sich, dass der fördernde, aggressive Stil auch hier nicht jedermanns Sache war. Eine eher vermittelnde Position, die den Widerstand der tschechischen Gruppe ernst nahm, setzte sich erkennbar mehr und mehr durch. Insofern funktionierten diese internen Besprechungen als Korrektiv zur offenen Debatte. Durch diese Veränderung *innerhalb* der deutschen Gruppe wurde ein Dialog überhaupt erst möglich.

Unterschiedliche Kommunikationsstile sind sicherlich eines der erschwernsten Momente bei Konflikten im interkulturellen Kontext. Gleichzeitig stellt ihre *kulturelle* Deutung jedoch eine Falle dar. Bleibt man in diesem Schema verhaftet, sind *die* Tschechen eben höflich, aber nicht konfliktfähig, und *die* Deutschen direkt und rüde. Es ist leicht vorstellbar, wie eine solche Debatte ohne deutliche Steuerung eskaliert und sich emotionalisiert. Wichtig bei diesem Beispiel ist, deutlich zu

deutschen Organisationen gestaltet sich v.a. im Praktischen schwierig. Das Verhalten der Jugendlichen unterscheidet sich, das Verständnis von Pädagogik und des Leitungsverhalten der Verantwortlichen vor Ort erschweren die beiderseits gewünschte Teamarbeit. Auf einem Auswertungstreffen der Teamer und Verbandsvertreter wird versucht, die Gruppendiskussion mithilfe des Mediationsverfahrens zu strukturieren.

machen, dass die durchaus vorhandenen kulturellen Unterschiede zum Vorschein kommen müssen, um danach die Gruppe insgesamt vor die Entscheidung zu stellen, ob sie recht haben wollen, sich durchsetzen müssen, sie also den Konflikt weiter eskalieren lassen wollen oder nicht. In diesem Fall produzierte das 'Auflaufenlassen' der deutschen Sprecher/innen durch die tschechische Seite individuell sehr unterschiedliche Reaktionen. Während die einen immer wütender wurden, ging den anderen diese Wut zunehmend gegen den Strich.

Gruppenkonflikte beinhalten sicherlich die Gefahr der blinden Eskalation, weil der Konflikt zunächst die Gruppe bindet. Gleichzeitig ist eine Gruppe jedoch immer auch eine Ansammlung von Individuen. So homogen Konfliktparteien als Gruppe zu Beginn erscheinen - diese Homogenität ist auch immer prekär. Ein gesteuerter Prozess, der Gruppen zur Selbstreflexion ermutigt, beinhaltet die Möglichkeit der Heterogenisierung und kann aus der Erstarrung der Feindbilder herausführen. In einer Atmosphäre des grundsätzlichen Respekts vor den Interessen *jedes* Individuums, wie sie etwa das Setting einer Mediation bietet, können Individuen es wagen, sich aus der Sicherheit der Abgrenzung der eigenen von der anderen Gruppe heraus zu begeben und sich auf die Anderen zu zu begeben. Ohne die glaubwürdige, weil nachvollzogene Erfahrung dieses Respekts vor den eigenen Interessen wird die Notwendigkeit, sich an Gruppenidentitäten zu klammern, nicht verschwinden.

Anmerkungen:

1 Die Studie basiert auf drei Untersuchungen zum Thema Jugendgewalt: A) Repräsentativbefragung von Jugendlichen neunter Schulklassen (12.882 Befragte aus Kiel, Hamburg, Hannover, Stuttgart, Schwäbisch Gmünd, Leipzig, Wunstorf und Lilienthal); B) Analyse aller Akten der Jahrgänge 1990, 1993 und 1996 über Tatverdächtige unter 21 Jahren bei der Staatsanwaltschaft Hannover; C) Untersuchung zur Entwicklung der Kriminalität junger Menschen anhand von Statistiken von Polizei, Staatsanwaltschaft und Gerichten des Bundes und der Länder.

2 Gemäß den Erkenntnissen der Studie zeigt sich bei der Untersuchung der Verteilung von Privilegierung und Unterprivilegierung zwischen den ethnischen Gruppen „eine mit der ethnischen Zugehörigkeit verknüpfte, eklatante soziale Ungleichheit. Türkische Jugendliche sind am stärksten benachteiligt. Von ihnen gehören 36,8 % zu den Unterprivilegierten und nur 14,4 % zur Gruppe der Privilegierten. Insgesamt sind Jugendliche aus Migrantenfamilien in hohem Maße benachteiligt, wenn man sie mit den einheimischen deutschen Jugendlichen vergleicht. Dort liegt die Privilegiertenquote bei 48,3 %" (Pfeiffer / Wetzels 1999, S. 12f).

3 Denjenigen, die den Autoren womöglich ethnonationalistische Tendenzen unterstellen zu können glauben, sei noch einmal in Erinnerung gerufen: Dies bezieht sich ausdrücklich nicht nur, jedoch auch auf die Nachkommen unterschiedlicher Zuwanderergruppen.

4 Vgl. Eingangszitat.

5 Wir werden das Verfahren an dieser Stelle nicht vorstellen; vgl. hierzu z.B. Besemer 1997; Dulabaum 1998; Haumersen / Liebe 1999.

6 Eine ganz andere Frage ist, sich über die notwendigen Kompetenzen von Konfliktbearbeitern und Konfliktbearbeiterinnen bei solchen Konstellationen ausführlich Gedanken zu machen.

7 National kultureller oder auch "bloß" subkultureller Gruppen.

Literatur:

Beck, Ulrich: Was ist Globalisierung? Frankfurt/M 1997 (Edition Zweite Moderne).

Besemer, Christoph: Mediation. Vermittlung in Konflikten (hg. v. Stiftung Gewaltfreies Leben und Werkstatt für gewaltfreie Aktion, Baden). Freiburg 1997.

Dulabaum, Nina L.: Mediation: Das ABC. Die Kunst, in Konflikten erfolgreich zu vermitteln. Weinheim / Basel: Beltz 1998.

Bourdieu, Pierre: Das Elend der Welt. Konstanz 1997.

Bukow, Wolf-Dietrich / Ottersbach, Markus: Die Zivilgesellschaft in der Zerreißprobe. In: Dies. (Hg.): Die Zivilgesellschaft in der Zerreißprobe. Wie reagieren Gesellschaft und Wissenschaft auf die postmoderne Herausforderung? Opladen 1999 (Interkulturelle Studien, Bd. 1), S. 11 - 23.

Dubiel, Helmut: Ungewißheit und Politik. Frankfurt/M 1994.

Erdheim, Mario: Die Psychoanalyse und das Unbewußte in der Kultur. Aufsätze 1980 - 1987. Frankfurt/M. 1988.

Etzioni, Amitai: Die Verantwortungsgesellschaft. Individualismus und Moral in der heutigen Demokratie. Berlin 1999.

Francis, Diana / Ropers, Norbert: Peace Work by Civil Actors in Post-Communist Societies. In: International Negotiation. 4 (1999) 3, S. 527 - 545.

Giddens, Anthony: Jenseits von Links und Rechts. Die Zukunft radikaler Demokratie. Frankfurt/M. 1997.

Haumersen, Petra / Liebe, Frank: Multikulti: Konflikte konstruktiv. Trainingshandbuch Mediation in der interkulturellen Arbeit. Mülheim/R. 1999.

Heitmeyer, Wilhelm: Ethnisch-kulturelle Konfliktodynamiken in gesellschaftlichen Desintegrationsprozessen. In: Heitmeyer, Wilhelm / Dollase, Rainer (Hg.): Die bedrängte Toleranz. Ethnisch-kulturelle Konflikte, religiöse Differenzen und die Gefahren politisierter Gewalt. Frankfurt/M. 1996, S. 31 - 63.

Pfeiffer, Christian / Wetzels, Peter: Zur Struktur und Entwicklung der Jugendgewalt in Deutschland. Ein Thesenpapier auf Basis aktueller Forschungsbefunde. Pressemitteilung des KFN vom 4.6.1999, veröffentlicht im Internet.

Roth, Hans-Joachim: Familie und Schule - Pädagogische Antagonismen als Mittel der Integration in Zivilgesellschaften. In: Bukow, Wolf-Dietrich / Ottersbach, Markus: Die Zivilgesellschaft in der Zerreißprobe. Opladen 1999 (Interkulturelle Studien, Bd. 1), S. 290 - 309.

Taylor, Charles: Multikulturalismus und die Politik der Anerkennung. Mit Kommentaren von Amy Gutmann (Hg.), Steven C. Rockefeller, Michael Walzer, Susan Wolf. Mit einem Beitrag von Jürgen Habermas. Frankfurt/M. 1993.



Frank Liebe, geboren 1959, ist Diplompolitologe. Petra Haumersen, geboren 1957, ist Diplompolitologin. Beide sind nach Mitarbeit im Projekt 'Konfliktkulturen und interkulturelle Mediation' als Gastwissenschaftler/in am Berghof Forschungszentrum für konstruktive Konfliktbearbeitung in Berlin, als Mediator/in und Mediationstrainer/in sowie freiberuflich als Organisations- und Konfliktberater im Non-Profitbereich tätig; Veröffentlichungen u.a. zum interkulturellen Lernen und zur interkulturellen Konfliktbearbeitung.

